

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 21

Artikel: Wie die Helvetier auszogen und wieder heimkehrten (58 v. Chr.)
Autor: Gotthelf, Jeremias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLl. Jahrgang

Zürich, 1. August 1938

Heft 21

Schwurgesang des Volkes.

Vor Gottes Aug', das niederleuchtet,
sich spiegelt in des Taues Spur,
der festlich unsre Wimper feuchtet,
o Vaterland, hör' unsern Schwur.

O Schweizerland, des Ganzen Stärke,
und all der Kleinen Wehr und Schild!
Du kleines Land, doch aller Werke
des Schöpfers mächtigstes Gebild!

O Schweizererde, du getreue,
die uns der Güter beste gab:
des Schaffens Kraft, der Freiheit Weihe
Und deines Friedens Stütz und Stab.

Die lacht in unsres Lebens Morgen
und nach dem letzten Abendrot
im Schoß uns bettet wohlgeborgen —
dir unsre Treue bis zum Tod!

Dir unser Sinnen und Beginnen,
dir unsern Leib, wenn du bedroht,
dir unsres letzten Blutes Rinne,
o Heimatland, in deiner Not!

Dir unser Flehn vor Gottes Throne,
wenn wir erreicht den sel'gen Strand.
Hör' deine Söhne, Gott! Belohne
mit ew'ger Huld das Vaterland!

Arnold Ott.

Wie die Helvetier auszogen und wieder heimkehrten (58 v. Chr.)

Von Jeremias Gotthelf.

Schon weit über des Sees Mitte stand die Sonne, warm und lustig sich spiegelnd in dessen dunkler Fläche; in duftigem Hintergrunde ragten in ihrer heitern Schöne die Berge hoch empor über Land und See, als die Heimgekehrte aus der Hütte trat. Staunend stand sie unter derselben und feierte das Wiedersehen der Heimat. Erst jetzt waren für sie ihr die Augen aufgegangen; erst jetzt sah sie ihre wunderbare Pracht, und zu weiten Pforten zog die Freude bei ihr ein und mischte sich mit der Wehmut, ein solches Land verlassen zu haben, wie es keines gab auf Erden, es vertauscht zu haben mit den sandigen Steppen, in

deren tötendem Einerlei ein gesundes Auge erblinden muß. Vom wilden Kinde umgaukelt, von lustigen Rüden, die der Menschen Freude teilten, umsprungen, vom Greise mit neuem Willkommen begrüßt, konnte Hulda ihr Auge doch nicht abwenden von der lieblichen Herrlichkeit ringsum, und Tränen rannen wieder durch die Furchen ihrer Wangen.

„Als wir fortzogen, weinte ich auch“, begann Hulda, „ich unter Tausenden vielleicht alleine, doch nicht um die Heimat und das Kind, das uns verließ. Ich haderte mit dem Manne, daß er es nicht mit Gewalt genommen, ich zürnte mit mir,

daß ich es nicht getan, ich wäre zurückgerannt, hätte das Äußerste versucht, wenn man mich nicht mit Gewalt gehindert. Meine Tränen verrannen, ich horchte, wie die andern, mit torrechter Freude den goldenen Träumen von dem Lande, welches niemand gesehen, aber alle zu erzählen wußten. Zwischen die Träume hinein kamen neue Züge aus andern Tälern, kam mannigfacher Wirrwarr, und manche Flamme leckte wild und ungezügelt, Verderben drohend über unsern Weg, mitten durch die schönsten Träume, als ob sie dieselben verzehren, den Weg aus unserm Lande uns versperrten wollte. Aber der Götter Winke, wie feurig sie auch sein mögen, sieht der verblendete Mensch nicht.

In beständigem Taumel von Neuem und Ungewohntem, von Mühen und Ergößen zogen wir manchen langen Tag bis an den Lemanersee, zogen an dessen Ufern manchen Tag, bis wir an sein Ende kamen. Dort steht eine Stadt, ein wilder Fluß strömt daraus, gerade wie dort unten der Fluß aus diesem See. Aber dort, wo wir hinkamen, war alles größer und wilder, Berge, Fluß und See, und enge wird es dort, und es ist die Stadt fast wie ein Tor zwischen unserem Land und einem andern Lande. Mir aber gefiel es nicht, und enge ward es mir ums Herz. Dort mußten wir halten, weil man einen freundlichen Durchzug, den Krieg meiden wollte. Da gab es einen langen Aufenthalt, aber Schlimmes dachte lange niemand, weil man nichts Schlimmes im Sinne trug. Ein Mann aus dem Römervolke war dort, Julius Cäsar hieß man ihn, Statthalter der Römer war er. Das war ein hinterlistiger, kühner Mann, gleich tapfer mit dem Schwerte wie mit der Lüge. Freundlich empfing er unsere Gesandten, gab die beste Hoffnung, schützte sich aber mit der Lüge, daß er erst von Rom die Erlaubnis holen müsse zu unserem Durchzuge. Vierzehn Tage hielt er mit dieser Lüge uns hin. Anfangs nahm man sie hin ohne Verdacht, aber bald entstand große Unzufriedenheit. Die Ungeduld kam über die Jungen und Kriegsdurstigen, sie wollten drauf, die Alten hielten zurück mit dem gegebenen Worte, welches die Holdseligkeit des falschen Mannes ihnen abgelockt. Der Helvetier Sitte sei es, Treue zu halten, sagten sie, und dem Zuge, der mit Treubruch begonnen, würden die Götter ein schrecklich Ziel setzen. Die Jungen ließen sich halten, aber in großem Zorne.

Ob diesem Zögern würden der Väter schneeweiße Bärte blutrot werden, sagten sie, Torheit

sei, daß ein ganzes Volk, wenn Leben und Wohlfahrt auf dem Spiele stehe, halten solle, was ihrer zwei torrechterweise versprochen. Die Alten aber rühmten der Helvetier Kraft und Macht, die jetzt und in vierzehn Tagen die gleiche sei, rühmten die lange Rast vor dem langen Zuge, legten dar, wie Menschen und Vieh sie bedürften. So legten sie Zaum und Gebiß in den Jorn der Ungeberdigen, des römischen Mannes Tücke und Tapferkeit kannten sie nicht. Dieser Stein im Wege, das lange Halten, machte manches Herz unruhig. Sehnsucht nach der Heimat erwachte bei den einen, trübe Ahnungen bei den andern. Seltsame Stimmen hörte man in den Nächten, seltsame Zeichen sah man am Himmel, nirgend hörte man der heimischen Götter bekanntes Rauschen im Hain und See. Dich, Vater, mißte man allenthalben, deines Widerspruches gedachte man, deine Gesichte erzählte man sich von Mund zu Mund, oft suchte man dich. Männer aus andern Gauen fragten nach Dir. Alle wurden traurig, wenn sie dich nicht fanden, und manche Seele war mutlos im stillen. Viele Greise und Mütter weinten oft im verborgenen, während die Kinder eifrig fischten im See und stritten mit fremdem Vieh und fremden Kindern; die Jünglinge streiften wild herum, die Männer stritten, aßen und tranken, und ein großer Teil unserer Vorräte ward verzehrt in dieser müßigen Zeit.

Da kam der Tag der Antwort. Zum Aufbruch war alles gerüstet. Aber sie kam höhnisch, trotzig und nicht von Rom, sondern von dem Manne selbst, der in heuchlerischer Wohlmeinenheit den Aufschub gesucht hatte, um Krieger herbeizuschaffen, mit Mauern und Gräben uns den Weg zu schließen. Als er Krieger und Mauern hatte, wie er sie wollte, spottete er unser.

Als diese Antwort kam, loderte die Wut im Volke empor, die du wohl kennst; die Führer, kaum ihres Lebens sicher, wurden mit Schmach überschüttet, und ohne Säumen ward der gewaltsame Durchbruch versucht. Doch umsonst. Der reißende Fluß deckte Graben und Mauer, Graben und Mauer deckten die feindlichen Krieger, durch die dreifache, mächtige Wehr vermochte die Wut unserer Männer nicht zu brechen, manches Hundert verschlang der Fluß, andere Hunderte der Tod. Endlich suchten wir einen andern Weg. Wir fanden ihn durch die Klüfte des blauen Berges, aber es war ein schwerer, wilder Weg, und manchen langen Tag mußten wir ihn ziehen. Wild und wasserarm war dies Land, tausendmal schö-

ner war es daheim. Wagen brachen, die Wege stopften sich, die Vorräte waren aufgezehrt, die Herden wurden geschlachtet, Stück für Stück, hungrige Kinder wimmerten, verlaufene schrien tagelang, jammernde Mütter suchten verlorene Kinder oder Speise für hungernde, es stritten die Männer um Weg und Wagen, redeten trotzig auf gegen die Führer, und die größte Mühe hatten die Priester, Friede zu schaffen und die Hoffnung zu erhalten durch günstige Zeichen. Als wir selbst nichts mehr hatten, mußten wir von andern nehmen. Da Nebenzüge zu gefährlich waren, mußten wir nehmen, was zunächst am Wege lag, mußten es nehmen von unsern Freunden, welche den Durchgang uns gestattet. Diese wurden darauf unsere Feinde, schrieben der Bosheit zu, was Not war, lockten auf unsern Weg den treulosen Römer, der schlich uns nach, wie ein hungriger Wolf hinter der Herde schleicht. Er hatte ein mächtiges Kriegsheer zusammengerafft, hatte Hülfe von den meisten gallischen Stämmen, und doch wagte er nicht, die Stirne uns zu bieten, in der Hinterlist lag seine Kraft.

Wir kamen endlich ins weite Land, an weite Flüsse. Die rauschenden Flüsse, die trotzigen Berge der Heimat mißten wir immer mehr, der Mangel nahm zu, der Feind schlich uns immer gieriger nach und ließ sich doch immer weniger fassen. An einem der schleichenden Flüsse lagen wir manchen Tag, und langsam, mit großer Mühe setzten wir über. Fährte war keine, die Ufer steil, und der Männer einer Teil mußte Speise zusammentreiben, der andere den Wolf hüten, der so lauernd uns nachschlich. Wie das Raubtier die Zurückgebliebenen zur Beute sucht oder auf die Hintersten der Herde fällt, so tat auch der Römer. Der größte Teil des Volkes war über den Fluß gezogen, nur ein Teil unseres Gaues lag noch am jenseitigen Ufer, da brach in dunkler Nacht der Römer plötzlich ins Lager, erschlug in Nacht und Überraschung viele Schlafende, doch als der Tag anbrach, und unsere Krieger sich zusammenfinden konnten, da ließ er ab, und die übriggebliebenen Krieger retteten Weiber und Kinder über den Fluß. Als wir von den unglücklichen Ufern zogen, war der hinterlistige Feind wieder hinter uns; wo wir so lange verweilt hatten, setzte er in einem Tage über. Denn zu seiner größern Kunst konnte er die ungeteilte Kraft setzen, er hatte weder Speise zu sammeln noch einen Feind zu hüten. Wo wir mit Flößen langsam uns behelfen mußten, schlug er Brücken in unglaub-

licher Eile. Als man ihn wieder auf unsern Fersen sah, wollte man ihn strafen, wollte man die Unfern rächen, allein er ließ sich nicht fassen, vor wenigen der Unfern floh seine ganze Reiterei, seine eigenen Leute hielt sein erschrockenes Auge für Feinde. Setzten wir unsern Weg fort, so schlich er uns wieder nach; endlich, plötzlich wandte er sich von uns ab. In voller Hast jagten die Unfern ihm nach, sie dachten nur an Rache, nicht an Hinterlist. Da stand der, den sie in vollem Rückzug glaubten, plötzlich wohlgeordnet und wohlgestellt vor den Unbesorgten, fiel von einem Hügel herab mit dem ganzen Vorteile, welchen besondere Vorbereitung gibt. Diesen Vorteil glich die Wut der Unfern aus; sie wichen nicht. Die Schlacht entbrannte, sie kämpften Helden gleich in ungünstiger Stellung mit nachteiligen Waffen, bis der Zug der Wagen aus dem Gedränge war und seitab in Sicherheit stand. Dann suchten sie einen günstigeren Boden, suchten mit ungeteiltem Auge die Vorteile der Schlacht. Wir sahen die Schlacht von unsern Wagen herab und freuten uns unserer Männer, unserer Söhne, sie stritten als die, welche nichts fürchten, aber alles gewinnen wollten. Sie fochten mit gleichem Mute den ganzen Tag. Keiner floh, keiner wankte, aber mit Schrecken sahen wir, wie der Tod ihre Reihen lichtete, wie Rüstung und Waffe den Römern das Übergewicht gab über der Unfern Kraft und Kühnheit. Schwere Rüstungen hatten die Römer, aber leichte Waffen. Die meisten der Unfern fochten ohne Rüstung, unbeschützt, aber mit schweren Waffen. Im Gedränge konnten sie diese nicht schwingen, nicht gebrauchen, waren sich selbst im Wege oder verwundeten einander selbst mit dem langen Schwerte, und ließen sie es fahren, wollten den Römer mit den Händen fassen, zu Tode würgen, so war unterdessen der nackte Leib hundert Streichen ausgefetzt, hundert Dolchen handrecht. So wütete der Tod schrecklich unter den Unfern, aber keiner wich, keiner sah zurück. Da sank die Sonne, vom Zusehen war sie müde, denn zwölf Stunden hatte man auf gleichem Fleck gestritten, und zum blutigen Sumpfe war der Fleck geworden.

Jetzt riefen unsere Führer ab von der Schlacht, denn es wollen ja die Götter nicht, daß Schlachtgetöse störe die heilige Ruhe der Nacht. Die einen wandten sich nach der Wagenburg zu unserem Schutze, die andern lehnten sich an einen Berg zum Schutze des Weges, auf dem wir zur Schlacht gekommen, auf dem wir aber auch wei-

ter wollten. Matt von zwölfstündigem Blutkampf, von langem Hunger waren alle, wundvoll die meisten, aber alle waren noch gesunden Herzens und die Mutlosigkeit nicht eingeschlichen. Sie dürsteten nach Rache und waren auf morgen des Sieges gewärtig; auf ihre Kraft trozten sie, und was hülfe den Römern Waffe und Rüstung, wenn ihre schwächere Kraft erloschen war, so sagten sie. Sie täuschten sich, wie der Zuversichtliche nur zu leicht eine schlechte Rechnung stellt.

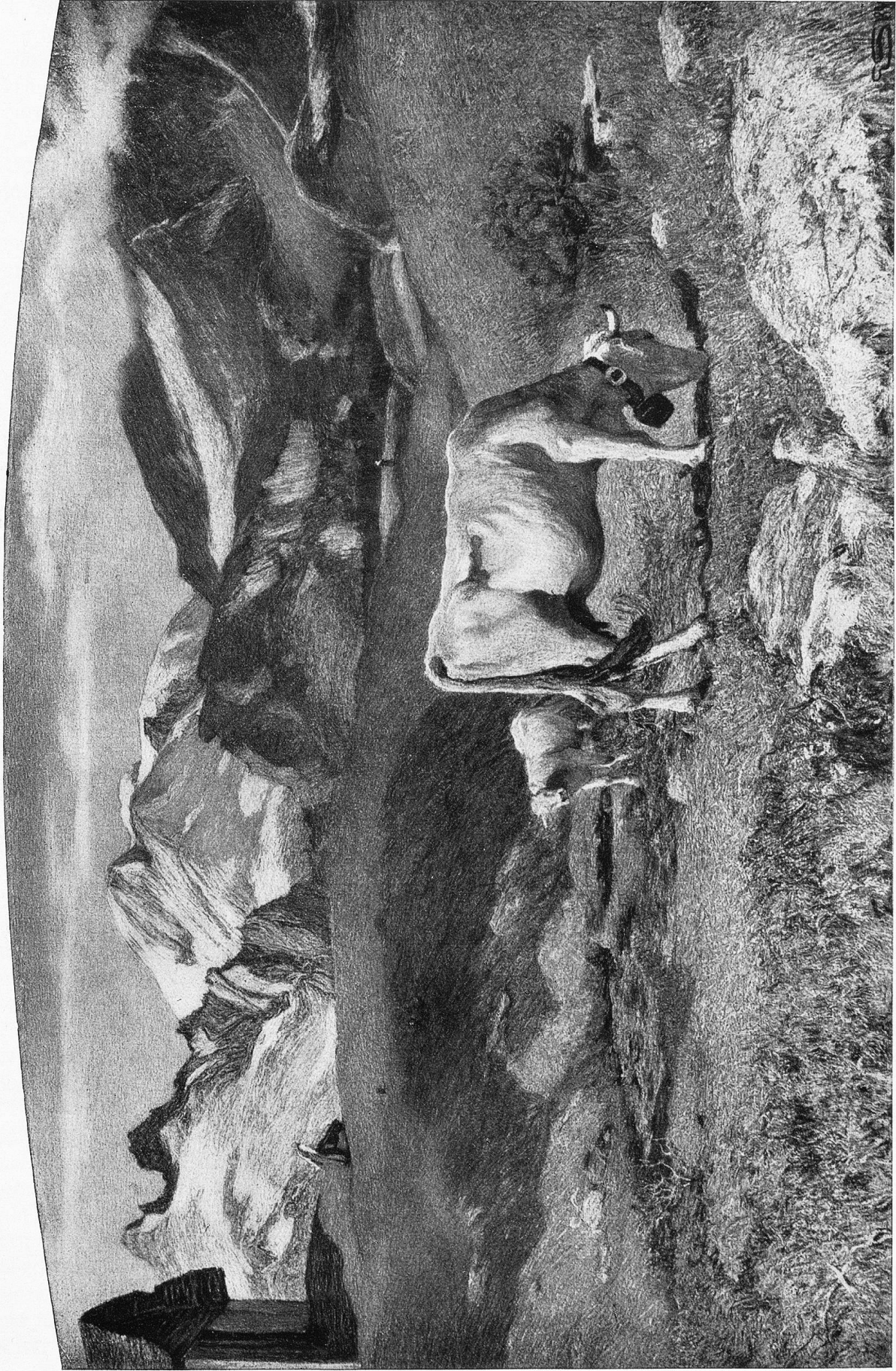
Das Dunkel der Nacht hatte sich zwischen uns und den Feind gesenkt, aber ein reges Leben waltete im Wagenring. Die Krieger erquidten sich an Speise und Trank, wir wuschen ihre Wunden und stärkten ihre Seelen mit lobpreisenden Worten, die vielerfahrenen Greise gaben ihre Räte, die Kinder schärften die zerhauenen Waffen, selbst die Hunde kauerten zu den Füßen der Krieger, mit denen sie gestritten, und harreten der Bissen aus gütiger Herrenhand. Die wildesten der Buben krochen aus dem Ringe, streiften durchs dunkle Feld; es war unser Glück, wir meinten es wenigstens. Sie wurden es inne, daß der tückische Feind heranschleiche zum Überfall, brachten flüchtigen Fußes die Kunde. Da juckte alles nach den Waffen, im Augenblick waren die Wagen besetzt, die Zwischenräume geschlossen, alle des Feindes gewärtig; wir Weiber stellten uns neben die Männerwagen, die Kinder stahlen Waffen und krochen zwischen die Räder. Der Feind schlich heran dem Wolfe gleich, sprang gierig auf die ersehnte Beute, aber blutig ward er empfangen, blutig zurückgeworfen. In der Mitte des Ringes, dem Feinde zu, stand an gewohnter Stelle der Göttin Wagen, emporragend über alle; auf ihn war die Kraft des Feindes gerichtet, aber von ihm herab stritten die Druiden mit altgewohnter Sicherheit, mit angestammtem Heldenmuth, und unter ihm und neben ihm stritten Kinder und Mädchen todbringend und der Väter würdig. Umsonst stürmte der Feind, aber immer setzte er wieder an, und wir erfuhren die Hartnäckigkeit der Römer, von der wir oft gehört, die im Ausharren den Sieg sucht. Indessen hätten sie doch ihre Leiber lassen müssen in blutigem Felde, und der folgende Tag hätte uns als Sieger gefunden, wenn nicht jener tückische Mann sein Werk vollendet, den Untergang über uns gebracht hätte.

Neue Scharen sandte er, bewaffnet mit tausend Feuerbränden. Neben meinem Manne hatte ich gestritten, der, aus mancher Wunde blutend,

deiner würdig war, mit meinem Schilde ihn gedeckt, hatte Söhne fallen sehen, Kinder unter die stürmenden Krieger kriechen mit blankem Messer, ich hatte fortgestritten, ausgehalten. Da ergriffen mich die Wehen, ich wollte sie nicht achten, sie warfen mich nieder. Mein Mann sah meine Not, trotz meinem Sträuben hob er mich vom Wagen, trug mich zu den Feuern in der Mitte, wo die Mütter kochten und Sterbende pfliegen. Die Mütter nahmen sich meiner an, ich aber bekümmerte mich nicht um mich, mein Auge hing am Streite, heftete sich an den Wagen, wo mein Mann wieder stritt, wo Diviko, einem Götterbilde gleich, die Schlacht lenkte. Da sah ich die Brände fliegen in unsere Wagen, sah einen hier Feuer fassen, einen andern dort, sah Flammen lodern, eine nach der andern, immer mehrere. Ich wollte auf, wollte zum Feuer, wollte zur Schlacht, aber ich konnte nicht, und man ließ mich nicht, ich litt unaussprechliche Pein. Mit neuer Wut stürmten die Römer, aber mit gleichem Mute standen die Unfern in der gedoppelten Drangsal, es stritten nicht nur die Krieger, es stritt das ganze Volk, mit gleicher Freudigkeit trozte Kind und Greis dem Tode. Des Feindes hätten sie sich erwehrt, aber das Feuer vermochten sie nicht zu dämpfen, die Wagen konnten sie nicht mehr halten. Da gebot Diviko, als in den Wagen kein Schutz mehr war, sondern nur Tod, vom hohen Wagen über die Schlacht, daß der eine Teil sich opfere, damit der andere sich rette.

Zum Berge hin sollten die einen ziehen, wo ein Teil der Unfern, durch einen Hügel geschützt, unsern Weg bewachte, aber im Dunkel der Nacht, im unbekanntem Lande, den Brüdern, welche sie wohl in großer Ferne im Kampf und Feuer sahen, nicht zu Hülfe kommen konnten; den Berg konnten sie nicht lassen, und was zwischen ihnen und den Brüdern laure, wußten sie nicht.

Mißmutig sprangen die Krieger, denen es geheißener ward, von den Wagen. Die Mehrzahl harrete aus oder stürzte, um uns zu sichern, in den Feind. Der Hülflosen große Schar, von den Kriegern gewahret und geschirmt, wandte nach dem Berge sich ungestört, die Römer vermochten ihre Kraft nicht zu teilen. Mich schleppete man mit; mein Kind war geboren, ich achtete es nicht, ich wollte nicht mit, wollte zu unserem Wagen, zu meinem Manne, zu meinen Kindern, wollte mit ihnen sterben, aber ich war meiner nicht mächtig, ich mußte mit, aber wenden konnte ich mein Auge nicht vom flammenden Wagen, von



8. Segantini: Alpenwiefe

welchem herab, Göttern gleich, die Druiden stritten in ihren weißen Gewändern. Die weißen Gewänder sah ich zu flammenden Gewändern werden, sah über allen Divido gebietend glänzen durch die Nacht, sah die Wogen der Schlacht am flammenden Wagen sich brechen, sah Schar um Schar der stürmenden Römer unter seine Räder fallen. Da sahen meine Augen das Heldenbild, das über der Schlacht zu thronen schien, zusammenbrechen, versinken in die Flammen, sah, wie auch der Wagen in Flammen zusammenbrach, eine Feuergarbe mein ganzes Haus verschlang; da aber brach auch mein Herz zusammen, mein Auge erlosch, aus meiner Seele wich das Bewußtsein.

Morgen war es, als die wärmende Sonne mein erstarrtes Leben weckte, Regung mir wieder in die Glieder kam, das Auge sich aufschloß; vor mir sah ich das rauchende Blutfeld, um mich war Heulen und Weinen. Die größere Zahl und die Ersten und die Besten des Volkes waren unten auf den zwei Schlachtfeldern erschlagen oder verbrannt, hier oben waren Weiber, Greise, Kinder, verwundete Krieger; gering war die Zahl der Streitbaren. Und doch wollten diese neu an den Feind, wollten die Thronen rächen oder bei ihnen erschlagen bleiben; der Sieg schien ihnen nicht so ferne, denn drunten in blutigem Leichenselde lag auch der Feind einem gesättigten Raubtiere gleich, blutend, träge, geschlossenen Auges, der Ruhe bedürftig, nach neuem Kampfe nicht lüstern.

Vielen aber war in Angst und Hunger der Mut gebrochen, und jeder von ihnen fand einen guten Grund, warum er heute nicht streiten wollte. Die einen wollten ihre Mütter retten, die andern ihre Kinder, die dritten wollten erst Freunde suchen, sich bei denselben stärken und erholen zu desto blutigerer Rache. Speislos und schirmlos sei eine neue Schlacht ein mutwilliges Opfern, und wenn man einmal tot sei, so sei die Rache auf immer dahin. So redete die Mehrzahl, und wenn auch andere sagten: mit uns erhole sich auch der Feind, wer bessere Freunde im Lande habe, hätte man bereits erfahren, das nicht Ablassen vom Feinde hätte den Römern den nächtlichen Sieg gegeben, wenn wir sie jetzt überfielen, wie sie die Unfern in der Nacht, so wäre unser der Sieg, denn jetzt seien sie matter als wir. Aber der Mut, der auf einen Wurf das Letzte setzt, war dahin. Jammernd und weinend

um die Gebeine der Unfern, die wir unbestattet auf der blutigen Stätte lassen mußten, zogen wir vom Berge weg, armselige Trümmer des blühenden Volkes, das den Tag vorher diese Gefilde bedeckt hatte. So hatte in einem einzigen Tage unsere Herrlichkeit sich gewandelt, unsere Hoffnungen ein blutig Grab gefunden. Jeden Augenblick mußten wir eines Überfalls gewärtig sein, viele hofften ihn, viele zitterten vor ihm, aber der Wolf folgte unserer Spur nicht. Er blieb mit halbgelähmten Gliedern unter den Leichen, die Reste seiner Kraft wagte er nicht an unsere Verzweiflung, zur Tücke wandte er sich wieder.

Wir aber zogen, entblößt von allem, durchs häßliche Land, fanden keine Hülfe, keine Freunde, nicht einmal Wasser für den brennenden Durst der Matten und Wunden, wir hatten nichts mehr als das Gefühl, daß wir verlassen seien von den Göttern und von den Menschen, hatten nichts als die Rechnung über alles, was wir verloren, über alles, was wir an eitle Träume gesetzt, um Verzweiflung zu gewinnen. O Vater, da wurde dein Name oft genannt und die Stunde verflucht, wo torrechtes Verlangen dir des Volkes Ohr verschlossen! Es wurde den Priestern geflucht, die nach des Volkes Willen die Zeichen gedeutet. Wohl ihnen, daß sie in den Flammen ihre Schuld gebüßt, das Volk hätte blutige Rache genommen, daß sie ihm zu Willen gewesen in seiner Torheit, treulos an Volk und Göttern geworden; denn darum hätte man Priester, daß sie den Willen der Götter verkündeten und nicht dem Willen der Menschen sich beugten. Da ward es mir zum Trost, daß Mann und Söhne den kühnen Tod gefunden, auch ich hätte mir ihn gegeben, wäre bei ihnen geblieben, aber man ließ mich nicht. Nach und nach fesselte mich auch das neugeborne Kind, das einzige, welches ich noch hatte, wieder ans Leben. So zog ich mit dem Volke, und das war ein gräßlich Ziehen in fremdem Lande, ohne Führer, ohne Freund, speislos, schirmlos, Kinder tragend, Sieche schleppend, hinfällig alle, hoffnungslos, verzweiflungsvoll, jeden Augenblick des Feindes gewärtig. Da erfuhren wir es, wie wandelbar die Gunst der Menschen ist, und wie anders sie sind gegen ein mächtiges Volk als gegen eine schirmlose Herde. Ganz Gallien glaubten wir uns günstig, alle den Römern feindlich; jetzt erfuhren wir den Wert der Menschengunst. Wohl legte niemand Hand an uns, aber auch niemand öffnete uns Hand oder Hütte, unange-

taftet ließ man uns ziehen, aber niemand gab uns Brot, niemand zeigte uns Wasser, ja niemand zeigte sich, gierige Hunde allein bellten an unferem Wege.

Kein Römer zog hinter uns her; der ruhte noch auf blutigem Felde; wie matt er geworden, wie tief der Sieg seine Kräfte erschöpft, sahen wir erst jetzt, er erholte sich, während unser Elend jeden Tag wuchs, denn vor uns her waren seine Boten geflogen, hatten mit harten Drohungen uns die Herzen verschlossen, die Hände der verwandten Stämme gefesselt, und des Siegers Wort fand offenere Ohren als der Jammer geschlagener Freunde. Das waren schreckliche Tage, während welcher wir zogen durch heißen Sand, durch laubloses Land, trostlos, heimatlos, und kein Ziel im Auge, kein Ende unseres Elendes, elende Trümmer, vom Winde gejagt in uferlosem See. Zum Tode matt war ich, jeder Schritt eine Todespein, nichts lebte mehr in mir als der Schmerz und die Liebe zu meinem Kinde, dem Zeugen der schrecklichen Nacht. Und dieses Kindlein wußte nichts von meinem Jammer, war heiter und froh, schrie nur, wenn ich nicht mehr stillen konnte seinen heftigen Durst. Endlich erlösch uns allen aller Mut. Eines Morgens blieben wir liegen auf weiter Heide, was sollte das Wandern sonder Ziel? Es blieb uns nur das gedoppelte Ende, der Tod oder des Siegers Gnade, und warum in gräßlicher Pein noch länger fliehen wollen, dem man doch nicht entfliehen konnte? Das Ende wollte man, darüber war man einig, aber welches, darüber erhob sich Streit. Die Kräftigsten wollten den Tod, die dem Tode am nächsten waren, des Siegers Gnade, das Leben war ihnen um so teurer geworden, je näher der Tod ihnen trat; die letzteren gaben wiederum den Ausschlag. Es wurden Boten abgesandt, wir harrten der Antwort auf freier Heide unter glühender Sonne, ein sterbend Volk, selbst zum Weinen war die Kraft uns ausgegangen; wir lagen in stumpfer Betäubung, aus den Gliedern war die Bewegung gewichen, nur in den Herzen nagte fort und fort das Weh.

Der Feind eilte nicht mit der Antwort, er ließ den letzten Funken der Kraft in uns ersterben, wie man auch dem wilden Ur sich nicht naht, so lange noch ein Glied an ihm sich regt. Endlich kam er, es war ein schrecklicher Augenblick. Jetzt sahen wir ihn mitten unter uns, den falschen Mann, der unser Grab gegraben, und keiner

mochte sich regen, mit einem Steine die stolze Stirn ihm zu zerschmettern, zu durchbohren mit einem Pfeil das falsche Herz. Er mißhandelte uns nicht, aber er betrachtete uns mit Blicken, wie der Jäger sie wirft auf das sterbende Wild, das seine Kraft heiß gemacht, und wir sahen diese Blicke, mußten sie dulden, gebunden durch eigene Schwäche ihm zu Füßen liegend in heißem Sande. Wir, das ehemals so stolze Volk, das nie sich gebeugt, vor dem alle gezittert, gebrochen lagen wir zum erstenmal zu eines Überwinders Füßen! Da fühlte jetzt mancher, wie der Tod eine Wollust gewesen wäre gegen diese Schmach, aber zu spät war es jetzt.

Er ritt durch unsere Reihen, betrachtete uns mit zählendem Auge, dann nahm er holdselige Miene an, machte uns mit seiner falschen Freundlichkeit Vorwürfe über unsere Torheit, erhob sein Volk, nannte sich unsern besten Freund, verkündete uns als Zeichen dieser Freundschaft, als große Wohlthat, die Heimkehr ins Vaterland. Seiner Selbstsucht den Schein des Wohlwollens zu geben, das Erhaschen seines Vorteils Wohlthat zu nennen, das war seine Klugheit. Ein mattes Volk in unserem Lande war ihm lieber als ein ödes Land, der schönste Schlupfwinkel für die raubsüchtigen Germanen. Wir waren zu matt zur Freude, fühlten nur die Scham, gebeugt, geschlagen zurückkehren zu sollen, nachdem wir so stolz ausgezogen, ohnmächtig, hilflosbedürftig zurückkehren zu sollen durch so manches Volk, welches wir sonst verachtet, das vor unserem Namen schon gezittert.

Sein Befehl schloß die Hände uns wieder auf, und notdürftig gestärkt, von den Römern geschirmt, mußten wir wieder auf den Weg. Jetzt hatte dieser Weg wieder ein Ziel, aber es war ferne, und Schreckliches war noch zu erdulden, gar viele erlagen. Wohl schirmte uns der Römer Wort gegen Mißhandlungen, und das Nötige sollten wir erhalten; aber den Hohn und den Schimpf hielt kein Römer von uns ab, und wie Hundes warf man uns das Befohlene vor, und ich mußte es essen, mußte es essen um meines Kindes willen! Gegen alles hatten wir keine Wehr, keine Rache; wir erfuhren es, was Ohnmacht ist. Je näher wir der Heimat kamen, um so deutlicher stellte sich uns vor unsere Augen, wie wir ausgezogen, wie wir zurückkehrten, wie im Lande es gewesen war, wie wir es finden würden, wir sahen das unübersehbare, herrliche

Volk in sprühender Kraft und jetzt das armütige Häufchen, wankend am Stabe, und das Weinen verließ uns weder des Tags noch des Nachts. Und doch, als wir zum ersten Male wieder die weißen Berge sahen hoch oben am Himmel und den blauen See, wo wir unser Land verlassen hatten, da rann leise wieder Freude in unsere Herzen, und wenn wir unsere Häupter

auf die Erde legten, so war es uns, als legten wir sie in einer Mutter treuen Schoß. Nun begann trotz der Angst, wie wir es finden, wie es uns sein werde, ein Sehnen nach der verlassenen Hütte uns gefangen zu nehmen, zog uns schneller fort, je näher wir ihr kamen, und kräftiger schien unser Fuß zu werden, je heimlicher die Luft ward."

La sora Romontscha

~ Die Schwester Romontscha.

Da P. Maurus Carnot †

Sin nies sulom avdeschan quater soras
En pasch da vegl enneu.
Las treis selai'n udir cun vuscha sonoras
En tiaras tscheu e leu.
Mo ti, la quarta sora, ti Romontscha,
Ti mai ord casa vas!
Il pievels admirassen tia tschontscha,
Va, muossa, tgei ti has!

„Mo na! A casa sund jeu ventireivla:
Jeu audel mia vusch
Tras vitgs e vals en la canzun legreivla,
Sin fossas culla crusch.
Noss' aua beibel jeu ord la fontauna,
Co tuna „aua“ bein!
Bratass culs pezs de Flandria mai la launa
Dil tschut spel giuven Rein.

Prendei il laud dils Immortals en Frontscha,
Dil Dante majestus,
Dil Fredric Schiller cun splendusa tschontscha
El Tell aschi famus!
Mo jeu sund loschamein mudesta:
Schi vegls ei miu longatg
Sco Brutus culla dir' e biala testa,
Schi vegls ei miu pertratg.

Jeu hai salvau miu agen cun luschezia
Els tschentanners vargai,
Mes cuolms culs pégn pertgiran cun fermezia
Mes scazis zupentai —“
Con bial' eis ti, Romontscha, cu ti tschentas
Sin tiu sulom tiu pei!
Vegni vus outras soras pli pussentas,
La quarta embratschei!

Vier Schwestern wohnen auf dem Schweizergrunde,
Friedvoll seit alter Zeit.
Drei sind berühmt mit liederreichem Munde
In Ländern weit und breit.
Nur du, Romontscha, bleibst in engen Grenzen,
Gehst nirgendshin zu Gast.
Die Völker würden deine Stirn bekränzen —
Geh, zeige, was du hast!

„Ach nein! Daheim nur lausch' ich immer wieder:
Der Laut der Heimat weht
Durch Dorf und Tal, durch fromme, frohe Lieder,
Am Grabkreuz durchs Gebet.
Und „aua“* spendet mir der Quell, der volle,
— Wie klingt das rund und rein!
Mit Flanderns Spitzen tauscht' ich nie die Wolle
Des Lamms am jungen Rhein.

Euch, Schwestern, loben Frankreichs klarste
Euch Dante groß und grell, [Geister
Euch Friedrich Schiller, der Begeist' rung Meister,
Im lieben Wilhelm Tell.
Doch ich will stolz mich freuen, daß ich erbe,
Was Brutus sann und sprach,
Bis ihm die Römerstirn, die freie herbe,
Im blut'gen Sand zerbrach.

Das Alte zu bewachen, war mein Trachten
Im Wechsel aller Zeit.
Und meine Berge mit den Tannen wachten
Bei meiner Eigenheit.“ —
Wie schön bist du, Romontscha! ja, dich zierte
Und ziert der Heimatgrund.
© kommt, drei Schwestern, kommt, umarmt die
Das ist der Schwesternbund. [vierte:

* aua = Wasser